

Marktplatonismus

Market Platonism

Heiner Ganßmann

FU Berlin, Institut für Soziologie, Garystraße 55, D-14195 Berlin

Was für eine Frage. Normalerweise ist „gerecht“ ein Prädikat, das wir Akteuren zusprechen: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk...“. Märkte sind keine Akteure, auch wenn die Marktakteure manchmal so reden: „Der Kobaltmarkt gibt heute nichts her...“ Märkte als soziale Institutionen helfen eine große Klasse von Problemen der Handlungskoordination kleinzuarbeiten. Märkte sind reale oder informationsgestiftete Orte, an denen Kauf- und Verkaufsinteressenten für alle möglichen Güter und Dienstleistungen zusammentreffen. Sie ermöglichen Arbeitsteilung und damit hohe Produktivität ohne ex ante-Koordination. Sie prämiieren Innovationen und Rationalität. Sie funktionieren besonders gut, wenn die Kosten der erforderlichen oder gewünschten Transaktionen niedrig sind. Sind Eigentumsrechte schwer durchsetzbar oder Informations- und Machtasymmetrien nicht abzubauen, funktionieren sie schlecht oder gar nicht. Gut funktionierende Märkte sind – weil sie regelgebundenes Handeln erfordern, aber die Regeleinhaltung nicht hinreichend gewährleisten können – auf institutionelle Außenstützen angewiesen, vor allem auf die Durchsetzung des Rechts. Das ist bekannt, aber von der Soziologie her könnte man die nicht-marktlich bereitgestellten Voraussetzungen funktionierender Märkte sehr breit ins Spiel bringen, von kommunikationsfähigen, halbwegs rationalen Akteuren bis, wie manche meinen, zum Geld.

Wie auch immer, Jahrhunderte „market experience“ (R. Lane) haben gezeigt, daß die Grenze zwischen den Wirtschaftsproblemen, die sich zufriedenstellend über Märkte lösen lassen, und denen, bei denen das nicht der Fall ist, fließend ist. Ihr Verlauf hängt von der Qualität der institutionellen Außenstützen und nicht zuletzt von technischen Bedingungen ab. So werden traditionelle Beispiele für öffentliche Güter, bei deren Bereitstellung Märkte versagen, aufgrund neuer technischer Möglichkeiten obsolet: Das Problem, für die Leistungen eines Leuchtturms zu kassieren, an dem nachts in weiter Ferne die Schiffe vorbeifahren, ließe sich heute rein technisch sicher lösen. Andererseits gibt es neue

Beispiele für Marktversagen: der Musikmarkt kommt durcheinander, weil der Zugang zu konservierten Darbietungen im Internet nicht kontrolliert werden kann.

Mit diesen Beispielen will ich nur darauf hinweisen, daß die Frage, wann Märkte gut und nützlich sind, schwer ein für alle mal zu beantworten ist. Demgegenüber legt Johannes Berger eine Argumentation vor, die – sehr grob zusammengefaßt – besagt, daß Märkte immer gut (weil gerecht) und nützlich (weil effizient) seien, soweit sie den Prinzipien der Konkurrenz gehorchen. Daß am Markt, wenn er denn regelgerecht funktioniert, alle gleich sind, in dem Sinne, daß alle als Personen gleich und nur nach ihrem Ressourceneinsatz differenziert behandelt werden, ist allerdings ein überraschungsarmes Ergebnis. „Freiheit, Gleichheit, Bentham“, so faßte schon Marx das Marktgeschehen zusammen, sofern es sich „seinem Begriff gemäß“ abspielt. Wenn man, mit Johannes Berger, Gerechtigkeit als Gleichheit und Gleichheit – etwas verschämt – als Gleichbehandlung definiert, ist die positive Antwort auf die Titelfrage gesichert. Auf dem Markt sind alle gleich – wenn man von der Ressourcenausstattung absieht. Märkte funktionieren, in Abwandlung von Anatole France, mit der Majestät des Gesetzes, das es Armen und Reichen gleichermaßen verbietet, unter den Brücken zu schlafen. Zweifel an dieser gleichheitsfördernden Kraft von Märkten sind in der ökonomischen Theorie von den Klassikern bis heute nicht geäußert worden, wohl weil es sich bei der von Johannes Berger anvisierten Form von Gerechtigkeit um eine einfache Implikation der Annahmen handelt, unter denen Märkte traditionell modelliert werden: Insoweit die Individuen rational, wohl informiert, vor Gewalt, Machtmißbrauch und Betrug gesichert sind, die Kontrakte freiwillig eingegangen und eingehalten werden, kann nichts passieren, was diese Art von Gerechtigkeit/Gleichheit/Gleichbehandlung beeinträchtigen würde. Johannes Berger hätte sich den Beweisaufwand und -umweg über Smith, Marx und Ricardo und spezielle Fragen des Profitratenausgleichs oder der

Humankapitaltheorie sparen können. Die wissenschaftliche *communis opinio* ist von vornherein auf seiner Seite und der von ihm angesprochene marktfeindliche Teil der öffentlichen Meinung, Globalisierungsgegner und all sowas, dürfte mit seiner Art der Argumentation wenig anfangen können.

Nicht ganz zu unrecht. Denn Johannes Bergers Argumentation spielt auf eine bekannte, aber nicht tragfähige Art mit dem Problem, welche Relevanz theoretische Modellkonstruktionen für die Erklärung und Steuerung empirischer Wirtschaftsprozesse haben. Sätze wie: „Einschränkungen des Wettbewerbs führen zur Abweichung der Realität von ihrem Begriff“ (S. 470), weisen auf eine Denkfigur hin, die, wenn ich mich recht erinnere, ein anderer Soziologe aus Mannheim schon im letzten Jahrhundert als Modellplatonismus kritisiert hat. Diese Kritik richtete sich nicht gegen die Qualität ökonomischer Modelle. Sie sind bekanntlich ausgefeilter und rigoroser als alles, was die Sozialwissenschaften sonst zu bieten haben. Vielmehr ging es um die Frage, welche Rolle Modellkonstruktionen in Erklärungen empirischer Gegenstände spielen sollen. Bei Johannes Berger sieht diese Rolle genauso aus, wie man es von vielen Ökonomen kennt: Empirisch vorfindliche Märkte werden im Lichte der Eigenschaften von Modellmärkten beobachtet. Abweichungen der empirischen Marktverhältnisse und -ergebnisse vom theoretisch Erwartbaren werden registriert. Daß es solche Abweichungen gibt, kann nur daran liegen, daß die Annahmen, die für die Modellkonstruktion gelten, in der Wirklichkeit nicht erfüllt sind. Um die Abweichungen abzustellen, muß man die für das Modell zugrundegelegten Eigenschaften in die Wirklichkeit übersetzen. Ein kontrafaktischer Bezugspunkt – die heile Welt der vollkommenen Konkurrenz – wird gegen die Faktizität – vermachtete Märkte mit wenig rationalen Akteuren usw. – geltend gemacht.

Nach diesem Muster stellt sich Johannes Berger – in dem Wissen, daß Modellmärkte Gleichheit herstellen – die Frage, „woher denn die Ungleichheit stammt, die doch ganz offensichtlich für die kapitalistischen Marktwirtschaften des Westens so typisch ist. Als logische Konsequenz“ seiner Argumentation, so Johannes Berger, „kann die Antwort auf diese Frage nur lauten: Ungleichheit entspringt nicht der Konkurrenz, sondern der Einschränkung der Konkurrenz.“ (S. 466). Demgemäß folgt ebenso logisch für die Praxis: Wer Gleichheit will, soll Konkurrenz und damit regelkonformes Markthandeln herstellen. Dann werden empirisch beobachtbare Märkte so funktionieren wie es die Modellkonstruktion erwarten läßt.

Diese Argumentation ist zumindest aus folgenden Gründen fragwürdig:

1. Wenn „die Verhältnisse nicht ihrem Begriff entsprechen“, also empirisch beobachtbare Märkte dauernd anders funktionieren als das Modell erwarten läßt, läßt sich die Nichtkorrespondenz wahlweise den Eigenschaften des Modells oder denen der Wirklichkeit zuschreiben. Johannes Berger plädiert mit hegelmarxschem Vokabular dafür, daß alles in der Idealwelt der Ökonomen seine Richtigkeit hat. *Tant pis* für die Wirklichkeit. Aber diese Wahl ist, so begründungsarm wie Johannes Berger sie trifft, eine Glaubensangelegenheit im Stil von Hayeks.
2. Es gibt keinen Grund für die Unterstellung, modelladäquates Markthandeln ließe sich empirisch soweit in hinreichendem Maß herstellen, daß wir in den Genuß des segensreichen Wirkens vollkommener Märkte kommen können. Johannes Berger ist klar, daß die Annahmen, unter denen Modellmärkte dieses segensreiche Wirken entfalten, stark unrealistisch sind. Wenn reale Märkte immer unter anderen Voraussetzungen operieren als Modellmärkte, gibt es keine Sicherheit bei der Übertragung der Modellergebnisse (Effizienz, Gleichheit) auf die möglichen Ergebnisse realer Märkte. Wir wissen nicht, wie groß die Abweichungen sein dürfen, die die gewünschten Ergebnisse noch näherungsweise sicherstellen. Es klingt zwar plausibel, daß die Ergebnisse realer Märkte umso eher den Modellerwartungen entsprechen müßten, je weniger reale Märkte von den idealen abweichen, also je rationaler und informierter die Akteure sind, je vollständiger die Konkurrenz ist usw. Aber schon der Hinweis auf ein paar systemtheoretische *buzzwords* wie Nichtlinearität, Ungleichgewicht, Dynamik, macht deutlich: Es klingt nur, ist aber nicht plausibel. Kleine Abweichungen können große Wirkungen haben.
3. Märkte sind, wie eingangs bemerkt, auf Außenstützen wie Recht und Staat angewiesen. In der Idealwelt der Ökonomen, Buch 1, treten solche Außenstützen, wenn überhaupt, auf wie *deus ex machina*. Daß Verträge freiwillig geschlossen und eingehalten werden, wird vorausgesetzt. Wenn außermärkliche Handlungskoordination für das Funktionieren von Märkten erforderlich ist, treten Konstrukte wie der berühmte Walrasche Auktionator in die Leerstelle. In Buch 2 beanspruchen die Außenstützen ökonomische Ressourcen, die die Funktionsweise vollkommener Märkte beeinträchtigen. Ein nicht der Konkurrenz unterliegender Akteur wie „der Staat“ gilt

schon rein semantisch in Bezug auf die Wirtschaft als systemfremd: Staatseingriffe „verzerrten“ prinzipiell das Marktgeschehen in Richtung Ineffizienz. Um so zu denken, hat man etwas vorausgesetzt, was es empirisch nicht gibt, nämlich Märkte ohne Staat. Das ist nicht konsistent, wenn die Marktakteure auf den Rechtsstaat, die Justiz, auf öffentliche Güter angewiesen sind. Buch 3 müßte also auf dem Niveau der harten allgemeinen Gleichgewichtstheorie ein Modell enthalten, in dem die vollkommene Konkurrenz durch den Staat zugleich gewährleistet und beeinträchtigt wird. An ein solches Modell könnten wir mit etwas mehr Zuversicht auf empirisch triftige Antworten Fragen richten, z.B. ob und in welchem Ausmaß Märkte in einem derart gemischten System innovationsfördernd, effizient und gerecht sind. Falls Buch 3 schon geschrieben wurde, wäre ich für einen Hinweis dankbar.

4. Besonders für Soziologen müßte die bei vielen Ökonomen beliebte, von Johannes Berger übernommene Kombination von Modellplatonismus

und Kryptonormativismus abschreckend und ermüdend sein. Das kontrafaktische Bezugsmodell: Konkurrenzmarkt im Gleichgewicht, soll nicht nur eine erklärende, sondern auch eine handlungsanleitende Funktion haben. Wer mehr Gerechtigkeit/Gleichheit/Gleichbehandlung will, soll mehr Markt wollen. Erfahrungswissenschaftlich begründet ist ein solcher Rat nicht. Oder sagen wir so: Viel Erfahrung (z.B. die üblichen Ligatabelle der sozialen Ungleichheit) spricht gegen diesen Rat, aber Erfahrung zählt wenig für die Art von Theorie, die Johannes Berger vorträgt und variiert. Der Rat ist sicher gut gemeint, aber bevor Entscheidungen, wie man eine gerechtere Gesellschaft herstellen kann, theoretisch gestützt getroffen werden können, müssen die Ökonomen wohl noch einige Theorieprobleme lösen. S.o.

Um zusammenzufassen: Sind Märkte gerecht? In der Idealwelt der Ökonomen, ja. Aber warum soll das ausgerechnet Soziologen interessieren?